

Der Kamm des Erzgebirges bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiete der Mulden und dem der Eger. Derselbe ist eine ein- förmige, nur selten von Wiesen- oder Ackerfluren unterbrochene, oft stundenbreite, meist öde Sumpf- oder Waldfläche von 700—1000 m Höhe. Es verlieren sich hier die ausgeprägten Formen eines höheren Gebirges; denn ohne kühne Umrisse erheben sich über der ausgebreiteten Hochebene die sanft geschwellten Kuppen und die beginnenden Thal- falten sind nur leicht eingeschnitten. Die rauhesten Teile des Kam- mes zwischen dem Fichtelberg, Johanneorgenstadt, Karlsfeld und Eibenstock sind die Region gewaltiger Hochmoore.

Wohl drausen über die rauhen Moorflächen die Stürme, besonders im Herbst, in ungeahnter Gewalt dahin; wohl deckt der Schnee im sieben Monate langen Winter meterhoch das Hochland; wohl mühsam ist der Menschen Schaffen auf dem mageren Boden, der nur Heu, Kartoffeln und Hafer, selten das Korn zeitigt; wohl nimmt die ganze Pflanzenwelt alpinen oder hochnordischen Charak- ter an; aber so gar gottverlassen, wie es manche Schriftsteller schildern, ist dieser Teil des Gebirges doch nicht. Im Hochsommer liegt ein seltener Reiz über der weithin sich ausbreitenden Landschaft und über den im Herbst sonst so düster dreinschauenden Moorgründen. Die wonnige, weiche, reine und köstliche Luft da droben atmet man nur mit tiefem Behagen. Über den leichtgefalteten Flächen glitzern zitternde Lichtwogen und gießen eine Fülle wohlthuender Wärme, die auch bei + 25 bis 30° C. nicht lästig wird, über das eigenartige Hochland aus. Im Moore aber lebt und weht es dann in tausend Formen. Das summt, schwirrt und brummt, gaukelt, singt und jubiliert, blüht und duftet um uns, als ob die Natur ihren Sonntag hätte. Ja gewiß, es ist ihr hoher Gottesstag, ihr geweihter Feiertag nach langen, bangen, öden und trostlosen Wochen, während sie im Banne eines strengen Winters gehalten wurde. Darum aber liegt auch trotz allen Lebens und Webens ein so tiefer, schöner Gottesfrieden darauf. Und wenn uns die schwarzen, breiten Flächen der tiefen Moorgruben, aus denen der hiesige Bewohner sein Heizmaterial gewinnt, an die Strenge des Daseins, an Mühäl und Arbeit, an Dürftigkeit und Armut erinnern, so veröhnt uns damit die herrliche Pflanzenpracht, die sich ringsum entfaltet, und das Walten schaffenden Lebens, das in gehaltenem Ernste allüberall seine sonnigen Fäden spinnt. Da liegt die erste Segföre (*Pinus uliginosa*), lang hingestreckt auf dem weichen Boden. Hoch steigt sie nicht empor, der Wind würde sie immer wieder mit roher Ge- walt niederdrücken auf den nachgiebigen, schlammigen Untergrund, der dem reich- entwidelten Wurzelstode keine Festigkeit zu bieten vermag, aber dafür wächst sie auch lang, sehr lang, als ob sie, zufrieden wie das wadere Menschenkind da oben, sagen wollte: „Gehts nicht in die Höhe, nun so gehts in die Breite, geblieben und gewachsen aber wird, trotz Boden, Kälte und Sturm!“ Dabei duftet sie köstlicher als alle hohen Kiefern der Niederung. So macht's auch die Zwergbirke (*Betula nana*), die daneben ihre Zweiglein mit den feinen, rundlichen Blättern emporstreckt, als ob sie um Entschuldigung bitten wolle, daß sie es auch wage, hier oben zu wohnen. Ihre Hauptmasse steckt im warmen Moorboden und ihre Blättchen scheinen nur draußen zu sein, damit sie sich am Sonntage ein wenig umsehen können und zwar im schnucksten, tecksten Sonntagskleidchen. Die duftenden Blättchen, zierlich gefleckt, sitzen am schwanken, hellbraunen Stengelschen. In mächtigen Büschen, etwa $\frac{1}{2}$ m hoch, tritt der Trunfelbeerstrauch (*Vaccinium uliginosum*) mit seinen vogelfirschgroßen Beeren und dammenstarken Stämmchen auf. Die tiefblauen „Rauschbeeren“, wie man die Früchte nennt, schätzt man längst als wohlklimmedendes Beerenobst und sammelt sie daher fleißig ein. Be- scheiden im Lorismoose versteckt sitzt an haardünnen, feinen, kriechenden Ästchen die Moosbeere (*Vaccinium Oxycoccos*). Auch sie wird fleißig gesammelt und, mit